

Die Stuttgarterin Ulrike Dierkes kämpft für Inzestopfer

## Schwestertochter in lauter Verzweiflung

Ob in Amstetten oder anderswo: für Inzestopfer gibt es kein Entrinnen. Eine 50-jährige Mutter erzählt, wie sie mit dem Makel ihrer Herkunft umgeht, wie sie versucht, ein aus der Bahn geworfenes Leben zu bewältigen.

Von Rüdiger Bäßler, Remagen

Prüfend glitt der Blick der Mutter über das Gesicht ihrer kleinen Tochter. Argwöhnisch musterte sie ihr Kind. „Was hast du für blaue Augen!“, sagt sie plötzlich. Unter normalen Umständen wäre die harmlose Beobachtung vielleicht eine Schmeichelei gewesen. Doch in diesem Fall drückte der Ausruf der Mutter Fassungslosigkeit aus – sogar Ekel, wie sich die Tochter heute noch erinnert. Er offenbarte ein schlimmes Geheimnis.

Ulrike Dierkes ist ein Inzestkind und ihre leuchtenden Augen sind das Vermächtnis eines Verbrechers. Sie war zehn Jahre alt, als ihr die ersten Andeutungen zugerannt wurden: Ihr Vater sei auch ihr Großvater und ihre Mama zugleich ihre Schwester. Das kleine Mädchen begriff kein Wort. Damals habe sie ja noch an den Storch geglaubt und nur instinktiv geahnt, „dass das eine Katastrophe ist“. Kinder, die einer inzestuösen Verbindung entstammen, sagt Ulrike Dierkes, heute 50 Jahre alt und dreifache Mutter, würden nie mehr davon loskommen, in ihrer Herkunft einen Makel zu sehen. Sie selbst hat gelernt, allen, die zuhören wollen, über ihr schweres Schicksal zu erzählen, ruhig und ohne Eifer, so wie in diesem Café am Rheinufer von Remagen. Am Abend hält sie im Jugendbahnhof auf Einladung der örtlichen Bürgerstiftung einen Vortrag.

### Die Wunde in der Psyche heilt nie

Die meisten Opfer würden ihren Schmerz im Stillen ertragen, ihre Stigmatisierung bleibe unbekannt und werde oft auch nicht anerkannt, sagt Frau Dierkes. Nur selten, wie im Fall der sechs Geschwister, die der Vergewaltiger Josef F. in Amstetten mit seiner eingekerkerten Tochter gezeugt hatte, stehen diese Kinder im Rampenlicht und können mit staatlicher Fürsorge und allgemeiner Anteilnahme rechnen. Das könne zwar helfen, meint sie, doch die Wunde in der Psyche verheile nie. Keine Therapie könne das bewirken und kein Maß an Zuwendung.

Ulrike Dierkes kam 1957 zur Welt und wuchs in einem kleinen Dorf in Westfalen auf. Ihre Mutter war bei Ulrikes Geburt 13 Jahre alt, seit Jahren schon war sie von ihrem Vater, einem renommierten Kunstmaler, vergewaltigt worden. Zu einer Zeit, in der die Umgangssprache noch den Begriff „Kind der Schande“ kannte, in der die Deutschen sich sonntags um den Nierentisch versammelten, mehrheitlich christdemokratisch wählten und alles taten, um in der Nachbarschaft als fromm und ordentlich zu gelten, war der Zeitpunkt für eine heimliche und damals illegale Abtreibung verpasst worden. Also musste geschwiegen werden über diese, nun ja, Sache. Der Kunstmaler büßte für die Vergewaltigungen der Tochter später doch im Gefängnis. Ulrike, seiner Tochter und Enkelin, erzählte die Verwandtschaft, der Knast sei so etwas Ähnliches wie ein Krankenhaus. Als der Vater entlassen wurde, zog die Halbwüchsige mit ihrer Mutter nach Berlin. In der Schule versagte sie, weil sie einzig ein Ziel beschäftigte, das sie so beschreibt: „Ich habe immer nur überlegt, wie kann ich das Rad zurückdrehen. Ich wollte ja diese Mutter erobern und diesen Vater“.



Ulrike Dierkes weiß, wovon sie redet: „Inzestopfer schmoren in der Hölle.“ Foto Arnold/Visum

Erst ein „Verrat“ bewirkte, dass sich Ulrike Dierkes von ihrer illusionären Sehnsucht befreien konnte. Eines Tages stellte die Mutter einem neuen Freund ihre Tochter vor. „Das ist meine Schwester“, sagte sie. Das Mädchen rannte in sein Zimmer, packte ein paar Sachen zusammen und floh. Nie wieder zog sie zurück zu ihrer Mutter. Vor 18 Jahren sind die beiden Frauen einander noch einmal begegnet, aber sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Und der Vater? Würde er heute noch leben, sagt Ulrike Dierkes, würde sie ihm all die Rechnungen für die vielen Therapiestunden schicken, in denen sie versuchte, ihr seelisches Gleichgewicht zu finden. Sie verachtet diesen Mann.

Vor zwölf Jahren gründete sie in Stuttgart den Selbsthilfverein Melina, der Inzestmütter, Inzestkinder sowie deren Familien betreut. Dierkes sagt ihren Leidensgenossinnen, sie sollten damit aufhören, allein nach einem Ausweg zu suchen. Sie erklärt, dass es unmöglich sei, die Liebe der verlorenen Eltern

zurückzuerobieren, weil es diese Liebe nie gegeben habe, und dass sie keine Schuld träge an dem Gefühl der Schande und der stummen Verzweiflung, die ihnen meist schon von Kindertagen an auf der Brust sitzt. Sie rät, schleunigst das Leben mit professioneller Hilfe zu retten.

Es gibt Väter, die sind Säufer, Schläger, Betrüger oder sogar Mörder. Deren Kinder haben trotz aller Dramatik die Chance, sich von solchen Elternbiografien mit der Zeit zu lösen und ein unbelastetes Leben zu führen. Inzestopfern könne das nicht gelingen, sagt Ulrike Dierkes, „die schmoren in der Hölle“. Sie sind ja nicht mittelbar Betroffene einer Tat, sondern das direkte Produkt des innerfamiliären Verbrechens, lebender Beweis der Blutschande in einer Gesellschaft, die sich nur widerwillig mit dem Thema Inzest auseinandersetzt. Nicht aus Liebe werden Inzestkinder gezeugt, sondern aus gewalttätiger Begierde. Die unerfüllte Sehnsucht nach Geborgenheit brennt ein Leben lang.

Eine verlässliche Statistik über die Zahl von Inzestopfern gibt es nicht. Der Tabubruch ist ein verschwiegenes und verheimlichtes Delikt, das fast immer unterhalb der Wahrnehmungsschwelle der Gesellschaft begeben wird und meist nur stumme Opfer kennt. Ulrike Dierkes sind während ihrer Vereinsarbeit rund 500 Fälle in Deutschland bekannt geworden. Die Dunkelziffer muss jedoch ungeheuer groß sein. Grundsätzlich, fordert die Vereinsvorsitzende, sollten alle Teenagerschwangerschaften auf inzestuöse Hintergründe untersucht werden.

Die Inzesthölle kennt allerdings Temperatursunterschiede. Mit den sechs Inzestkindern von Amstetten beispielsweise hat Dierkes gemeinsam, dass das Verbrechen ans Licht kam und anschließend von der Justiz verfolgt wurde. Das private Grauen besitzt ein Aktenzeichen, und das sei immerhin besser als mit einer bohrenden Ahnung leben zu müssen, die erst bewiesen werden will. Täter streiten ab, Zeugen schweigen, das erlebt der Stuttgarter Verein immer wieder. Bis etwa ein beweiskräftiges DNA-Gutachten vor Gericht anerkannt wird, können Jahre verstreichen.

### Die Wut hinter sich lassen

Nur wer gelernt hat, mit seinem Schicksal zumindest teilweise Frieden zu schließen und die Wut hinter sich zu lassen, ist für die Kämpfe gewappnet, die in der einen oder anderen Weise fast jedes Inzestkind erwarten, das staatliche Anerkennung verlangt. Anträge auf eine Behindertenrente aufgrund eines aus dem Inzest resultierenden Leidens beispielsweise müssen mit Beweisen unterfüttert werden. Erbschaftsregelungen, vor allem, wenn auch Geschwister aus einer anderen, legalen Beziehung anspruchsberechtigt sind, erfordern, ungeheuer komplizierte Hindernisse zu überwinden. Die Stuttgarterin hat das selbst erlebt. Den Pflichtteil aus dem Vermögen des verstorbenen Vaters hat sie trotz anwaltlicher Hilfe nie erhalten.

Über drei Jahre hinweg, viermal wöchentlich, vertraute sich Ulrike Dierkes Psychotherapeuten an. „Ohne Hilfe von außen kommt man nicht raus“, sagt sie. Die Psychiater konnten sie zwar nicht von der alten Traumatisierung befreien, aber sie haben der Patientin beigebracht, wie man überlebt. Sie rufe sich, wenn es ihr schlecht gehe, positive Bilder ins Gedächtnis, sagt Ulrike Dierkes. Sie schreibt Gedichte, versucht, bewusst den Wechsel der Jahreszeiten zu erleben, betreibt Sport. Und sie hat sich eine Botschaft eingetrichtert, tausendmal: „Du hast ein Recht, auf dieser Welt zu sein! Du bist nicht verantwortlich für das, was geschehen ist!“ Solche einfachen Sätze, die für Außenstehende ganz selbstverständlich klingen, müssen Inzestopfer erst mühsam verstehen lernen.

Ulrike Dierkes hat autobiografische Bücher geschrieben, zuletzt „Schwester Mutter. Ich bin ein Inzestkind“. Ihre Vorträge führen sie quer durch Deutschland. Das Reden hilft ihr, die Selbstzweifel, die sie nach wie vor verfolgen, zu überwinden. Sie ist dabei über die Jahre politisch geworden, kämpft gegen die Verharmlosung pädophiler Neigungen, die immer wieder laut werdende Forderung nach der Abschaffung des Inzestparagrafen im deutschen Strafrecht und die Verbreitung einer Lolita-Romantik, wie sie vorzugsweise von älteren Herren gepflegt wird. Für ihr Engagement erhielt sie 2007 in Deutschland das Bundesverdienstkreuz verliehen. Das war ein Zeichen des Respekts. Ihr wacher Verstand hat zwar viele Worte gefunden für die Beschreibung ihres Leidens, aber nur wenige, die trösten könnten.

Arm in der Wohlstandsgesellschaft

## Die Kluft weitet sich

Von Joachim Worthmann

So richtig überraschend ist nicht, was Olaf Scholz schon vor der Vorlage des neuen Armutsberichts der Öffentlichkeit mitgeteilt hat: Die Kluft zwischen oben und unten weitet sich, ohne Sozialtransfers würde ein Viertel der Bevölkerung als arm gelten. Nun ist Armut ein relativer Begriff. Arm in Deutschland bedeutet im Normalfall nicht, am Hungertuch zu nagen, obdachlos zu sein, betteln zu müssen. Aber der Begriff ist emotional hoch aufgeladen. Die andauernde Debatte über soziale Gerechtigkeit hat gezeigt, wie sehr es der bundesdeutschen Gesellschaft darauf ankommt, dass es fair zugeht. Bisweilen konnte man sogar den Eindruck haben, als ob inzwischen die Mehrheit im Armenhaus lebe. So ist es natürlich nicht. Die Bundesrepublik ist nach wie vor ein blühendes Land, den meisten Bürgern geht es, zumal im weltweiten Vergleich, gut.

Das ändert aber nichts daran, dass die Zahl derer zunimmt, die in der Wohlstandsgesellschaft zurückfällt. Darin spiegeln sich auch, aber nicht nur die Ergebnisse einer verfehlten Zuwendungspolitik. Wer tatenlos hinnimmt, dass sich gering oder gar nicht qualifizierte Menschen in Deutschland ansiedeln, und sie dabei ihrem Schicksal überlässt, während es gut qualifizierte eher schwer haben, der darf sich nicht wundern, dass die Statistik immer mehr Arme ausweist. Und wer aus guten Gründen in den letzten Jahren den Niedriglohnsektor gefördert hat, der sollte nun nicht Krokodilstränen darüber vergießen, dass immer mehr Menschen ergänzend auf staatliche Zuschüsse angewiesen sind. Niemanden kann die Situation befriedigen, aber mehr Aufrichtigkeit ist die Voraussetzung dafür, eine stringente Politik zur Armutsbekämpfung zu entwickeln.

Der Gipfel von Lima

## Schmale Lippen

Von Wolfgang Kunath

Die Bundeskanzlerin neigt ja grundsätzlich nicht zum Überschwang, aber selbst für ihre Verhältnisse fiel ihre Bilanz des EU-Lateinamerika-Gipfels recht schmalleppig aus. „Nützlich und weiterführend“ seien die Gespräche in der peruanischen Hauptstadt gewesen, sagte Angela Merkel – ein nicht gerade berauschendes Urteil. Tatsächlich ist die Mammutkonferenz der 50 Delegationen aus Europa und Lateinamerika nur knapp an der Bedeutungslosigkeit vorbeigeschrammt. Mehr als Absichtserklärungen haben die Debatten der Großkopfer über so wichtige Themen wie Armut und Klimawandel nicht hervorgebracht. Die vage Nützlichkeitsbeurteilung sozusagen in der Weiterführung: Irgendwie haben die Staatschefs die Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa mal wieder gepflegt – beziehend, dass das schlagzeilentragendste Thema des Gipfels das Zerwürfnis und die anschließende Versöhnung von Venezuelas Hugo Chávez und Angela Merkel war.

Erfolgreicher immerhin als der Gipfel von Lima war die Lateinamerikareise der Kanzlerin insgesamt. Man mag darüber die Stirn runzeln, wie die deutsche Regierung ausgerechnet Kolumbien und Mexiko bevorzugt, die einzigen prononciert rechts regierten unter den wichtigeren Ländern Lateinamerikas. Aber immerhin, es geht um Wirtschaftsbeziehungen, die durch den Besuch einer deutschen Regierungschefin neue Impulse erhalten sollen. In Brasilien hat Merkel erfreulich deutlich gemacht, dass die Deutschen sehr genau wissen wollen, ob dieser angeblich so fabelhafte Biosprit, den die Brasilianer zum Jahrhundertgeschäft machen wollen, nicht in Wahrheit den Urwald zerstört und sklavenähnliche Arbeitsverhältnisse fördert.

UNTEN RECHTS

## Sorge um Österreich

Von Stefan Kister

Der Schriftsteller Thomas Bernhard gab sich als ein Kenner Österreichs, auch gerade was die etwas untergründigeren Seiten angeht: „Tatsächlich sind die Wiener die schmutzigsten Leute in Europa, und es ist wissenschaftlich festgestellt, dass der Wiener seine Unterhosen nur einmal wöchentlich wechselt.“ Die Unterhose spielt im Leben und Werk des berühmten Dichters eine zentrale Rolle. Auf Bildern ist er zu sehen – bekleidet mit nichts als Halbschuhen und den Naussprechlichen. Bernhard fühlte gewissermaßen eine natürliche Zuständigkeit für die schmutzige Wäsche seines Heimatlandes. Er hatte den richtigen Riecher für alles, was der schöne alpenländische Schein verbirgt.

Die Schriftstellerin Charlotte Roche ist eine Kennerin menschlicher Feuchtgebiete und hat sich damit in die erhabensten Bestselleregionen hochgeschmuppelt. Als Expertin für Zersetzungprozesse wandert sie durch die Talkshows, verbreitet das Lob des schlechten Geruchs, Körper-Messies wittern Morgenluft. Der Wiener Bernhard'scher Prägung dürfte ganz nach ihrem Sinn sein – ein Bestsellermel sozusagen. Doch Vorsicht, eine Nachricht lässt dieses olfaktorische Idyll jäh zerplatzen. Ein regelmäßiger Wechsel der Unterwäsche sei schon aus Eigeninteresse unbedingt zu empfehlen, meldet dpa. „Im Intimbereich bilden sich relativ leicht Keime, deshalb sollte man schon täglich eine frische Unterhose anziehen.“ Wissenschaftlich festgestellt: mögen dies vor allem nordrhein-westfälische Abgeordnete beherzigen. Dort verkündete dieser Tage die Landtagspräsidentin, beim Bau des Landtags sei auf die Klimaanlage verzichtet worden – mit dem Ergebnis, dass man in manchen Büros nun in Unterhosen arbeiten müsse.

Immer mehr weiße Giganten wandern

## Viel Verkehr auf der Eisberg-Allee

Mehr als 900 Eisberge treiben von Grönland und Nordkanada in Richtung Süden, wo die internationalen Schifffahrtslinien verlaufen. Um ein Unglück wie bei der Titanic zu vermeiden, haben professionelle Beobachter derzeit viel zu tun.

Von Gerd Braune, Ottawa

Die Bewohner des Fischerdorfes Quidi Vidi in Neufundland genießen in diesen Tagen ein seltenes Naturereignis: In dem von Felsen umgebenen Hafen treibt ein weißer Koloss und ist dabei, sich festzusetzen. Auch zur Freude der Touristen, die im Frühsommer anreisen, um dieses Spektakel miterleben zu können. „Es nimmt einem wirklich den Atem, nicht nur wegen der Kälte, sondern wegen seiner Größe“, sagt Kevin Baker aus British Columbia, der eigens wegen der Eisberge von seinem Wohnort an der Pazifikküste an den Atlantik gekommen ist.

Die Experten der International Ice Patrol (IIP) der US-Küstenwache und des Canadian Ice Service gehen das Phänomen kühler an. Sie studieren Wasserströmungen und Wanderwege, tragen die Standorte auf Karten ein und können die Schiffe auf Gefahren hinweisen. In diesem Jahr ist besonders viel Bewegung auf hoher See. Nach einer mehrjährigen Pause hat die Labradorströmung aus der Baffin-Bucht und der Davis-Straße zwischen Grönland und Nordkanada eine ungewöhnlich große Zahl von Eisbergen nach Süden transportiert. Und spätestens seit der Titanic-Katastrophe vom 15. April 1912 weiß man, wie gefährlich sie sein können.

Das damalige Desaster, bei dem mehr als 1500 Menschen ums Leben kamen, veranlasste die Staatengemeinschaft zum Handeln. 1913 wurde auf einer Konferenz in London über „Sicherheit von Leben auf See“ eine Institution geschaffen, die die Eisberge beobachtet und notfalls zerstören sollte. Die US-Regierung wurde gebeten, diese Aufgabe zu übernehmen, und seitdem ist die US-Küstenwache für die „Internationale Eispatrouille“ zuständig. Die Kosten teilen sich die Vertragsstaaten. Heute sind es 17 Länder – mehrere



Begegnung in der Baffin-Bucht: für Touristen sind Eisberge ein wunderbares Naturerlebnis, für die Schifffahrt ein Risiko.

Foto Biosphoto

europäische Staaten, darunter Deutschland, sowie Kanada, die USA und Japan –, die für das Budget von rund sechs Millionen Dollar aufkommen. Darüber hinaus unterhält Kanada einen eigenen „Ice Service“, der rund ums Jahr beobachtet, während die IIP ihre Aktivitäten auf die starken Eismonate Februar bis Spätsommer beschränkt.

Die Kolosse im Nordatlantik entstammen Gletschern von der Westküste Grönlands und der Ostküste der kanadischen Baffin- und Ellesmere-Inseln. Manchmal sitzen die gewaltigen Berge, die über 200 Meter lang und 75 Meter hoch sein können, jahrelang in der Baffin-Bucht und Davis Straße fest, bevor die Strömung sie nach Süden führt. Die letzten starken Eisbergjahre waren 2002 und 2003. „In diesem Jahr hat die IIP mehr Exemplare gezählt als in den vier vergangenen Jahren zusammen“, berichtet Luc Desjardins vom

kanadischen „Ice Service“. Während die IIP für das Seegebiet bis zum 50. Grad nördlicher Breite zuständig ist – etwa die Höhe Neufundlands – beobachtet der kanadische Dienst die Gewässer bis zum 55. Breitengrad, etwa die Mitte Labradors. 600 Eisberge hat die IIP bereits im Atlantik südlich des 50. Grades gezählt, weitere 340 die Kanadier im Norden. Noch weiter nördlich zählen die Kanadier nicht mehr, weil es dann zu viele sind.

Ob es viele oder wenige Eisberge im Atlantik gibt, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Der Offshorezweig der Labradorströmung ist stärker als der küstennahe „onshore“-Teil. Weht der Wind parallel zur Baffin- und Labradorküste, werden mehr Eisberge in den Atlantik getragen als bei einem dem Festland zugewandten Wind. Dann werden die gefrorenen Massen an die Küste getrieben. „Eisberg-Allee“ nennen die Fach-

leute den Weg der weißen Giganten. Sie führt entlang Labrador nach Süden und dann Richtung Osten zum Seegebiet der Grand Banks und weiter bis zum „Flämischen Cap“, rund 350 Seemeilen östlich von Neufundland. Manchmal geraten Eisberge sogar in den wärmeren Golfstrom und werden weit nach Osten oder Süden getragen. Selbst in der Nähe der Azoren und bei Bermuda wurden sie schon gesichtet.

Je größer die Eisberge, umso länger ist ihre Lebensdauer und umso weiter können sie wandern. Die größte Gefahr geht heute aber weniger von den großen Eisbergen aus, die vom Radar geortet werden können. Eine beträchtliche Bedrohung stellen die „berg bits“ bis 15 Meter und die kleinen Eisberge bis 60 Meter Länge dar. Denn sie können, wie Luc Desjardins erläutert, in Wellentälern verschwinden und „fast unsichtbar sein“.